

Münchener Protokolle

Fußball Neue Forschungen korrigieren das Bild des FC Bayern als Verein, der während der NS-Zeit Distanz zu den Nazis hielt. Vor allem bei der Arisierung ging der Klub ungewöhnlich gewissenhaft vor.

Das Licht in der „Erlebniswelt“ des FC Bayern ist gedämpft, in den polierten Vitrinen des Fußballmuseums im Bauch der Allianz-Arena stehen aufgereiht Meisterschalen und Pokale. Mit Filmen und auf Schautafeln werden die großen Momente und Idole des Vereins abgefeiert, 26 Meistertitel, 7 Europapokalsiege, Franz Beckenbauer, Sepp Maier, Gerd Müller, Thomas Müller.

In einer Ecke wird auch auf die Anfänge des Vereins zurückgeblickt, die Gründung 1900, die erste Meisterschaft 1932. Es wird thematisiert, welche Rolle der FC Bayern während der NS-Diktatur gespielt hat. „Bittere Jahre, harte Zeiten“ steht in roten Buchstaben auf einer Infowand, darunter heißt es in einem kurzen Text: „Während andere Vereine schnell die Nähe zu den Nazis suchten, blieb man beim FC Bayern lange auf Distanz.“

Auch das, so könnte man meinen, eine Heldengeschichte.

Markwart Herzog, 57, sitzt kerzengerade auf einem Stuhl in seinem Büro im Kloster Irsee in der Nähe von Kaufbeuren. Durch das geöffnete Fenster hört man einen Springbrunnen plätschern. Distanz zu den Nazis? Der Historiker lässt sich den Satz aus der Erlebniswelt noch mal vorlesen, dann sagt er: „So ein Schmarrn.“

Herzog, Halbbruder des Filmemachers Werner Herzog, ist Direktor der Bildungs- und Forschungseinrichtung Schwabenakademie Irsee, er hat sich in den letzten Monaten für ein Buchprojekt mit der Vergangenheit des FC Bayern beschäftigt. Herzog hat in Archiven recherchiert, neue Aktenfunde ausgewertet und einen Aufsatz über seine Erkenntnisse verfasst. Titel: „Opportunismus und Antisemitismus in den Satzungen des bayerischen Traditionsvereins“. Der Text erscheint Mitte Juni in einem Sammelband, der sich mit der Gleichschaltung des Fußballs im Nationalsozialismus beschäftigt*.

Gut möglich, dass die eine oder andere Infotafel in der Erlebniswelt der Bayern danach korrigiert werden muss.

Die NS-Geschichte des FC Bayern war bislang die eines Vereins, der sich, anders als der regimetreue Lokalrivale TSV 1860,

den Nazis widersetzte, so gut es eben ging. Das Bild vom „Hort der Widerständigkeit“, wie Herzog in seinem Aufsatz etwas süffisant formuliert, fußt vor allem auf der Figur des ehemaligen Bayern-Präsidenten Kurt Landauer. Er führte die Bayern zur ersten deutschen Meisterschaft. Landauer war Jude. Nach der Machtübernahme Hitlers 1933 trat er von seinem Amt als Präsident zurück. Er musste das Geschäftshaus seiner Familie verkaufen, wurde 1938 für fünf Wochen im KZ Dachau interniert und konnte im Mai 1939 in die Schweiz fliehen. Vier seiner Geschwister wurden von den Nazis umgebracht. Trotzdem kehrte Landauer nach dem Krieg nach München zurück und wurde 1947 erneut zum Präsidenten des FC Bayern gewählt.

Landauers bewegende Biografie wurde vor zwei Jahren verfilmt. Die Legende vom FC Bayern als Verein der Aufrechten

„Wir wollen durch unsere sportlichen Leistungen tüchtige Deutsche erziehen.“

in einer dunklen Zeit hat sich seither in der Öffentlichkeit verfestigt.

Die Arbeit des Historikers Markwart Herzog korrigiert dieses Bild. Vor allem der Umgang mit den jüdischen Mitgliedern des Vereins ist Herzogs stärkster Beleg für die These, wonach der FC Bayern während der NS-Zeit nicht besser oder schlechter war als andere Großvereine, die zumeist ganz im Sinne der Nazis arbeiteten.

Herzog recherchierte unter anderem im Archiv des Registergerichts im Amtsgericht München. Er sichtete dort Protokolle von Klubsitzen und Originalsatzungen des Vereins aus der Zeit zwischen 1933 und 1945. Die Schriftstücke zeigen, dass die Bayern die Arisierung des Vereins mit Feuereifer betrieben hatten und dabei meist von Präsidenten angeführt wurden, die dem NS-Regime ergeben waren.

1933, im Jahr der Machtübernahme der Nazis, hatte der FC Bayern um die tausend Mitglieder, von denen rund 50 Juden waren. Am 9. April 1933, nicht mal einen Monat nach dem Rücktritt Landauers, unterzeichnete der Verein die „Stuttgarter Erklärung“, mit der die Bereitschaft signa-

liert wurde, Maßnahmen zum Ausschluss jüdischer Mitglieder zu ergreifen.

Knapp zwei Jahre später, am 27. März 1935, machten die Bayern Ernst mit der Ausgrenzung der Juden. Der Verein schrieb sich seinen ersten „Arierparagrafen“ in die Satzung. Fortan konnte niemand Bayern-Mitglied sein, der „von nicht-arischen Eltern oder Grosseltern abstammt. Es genügt, wenn ein Eltern- oder Grosselternteil nichtarisch ist“. Ausnahmen waren möglich, zum Beispiel für „nichtarische“ Mitglieder, die für Deutschland im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten.

Es gab damals keine Instanz oder Behörde, die Fußballvereine dazu gezwungen hätte, per Satzungsänderung gegen jüdische Mitglieder vorzugehen. Die Bayern, sagt Historiker Herzog, hätten aus freien Stücken gehandelt. Der Klub betrieb seine Arisierung gewissenhaft. Im Laufe des Jahres 1935 sollte jedes Mitglied eine Erklärung über seine „arische“ Abstammung unterzeichnen. Am 19. September 1935 verschärfte die Bayern ihren Arierparagrafen. Alle Ausnahmeregelungen wurden gestrichen.

Elf Tage später meldete der FC Bayern beim Amtsgericht München Vollzug. „Sämtliche Nichtarier“ seien „aus dem Verein ausgeschieden“.

Der zweite Arierparagraf der Bayern ist historisch bemerkenswert. Er stand nämlich schon bald nicht mehr im Einklang mit den Anordnungen der Nazis. Mit Blick auf die Olympischen Spiele 1936 in Deutschland wollte die Reichssportführung alles verhindern, was anderen Nationen einen Grund liefern konnte, das Sportfest zu boykottieren. Zu scharf formulierte Arierparagrafen, wie der des FC Bayern, waren deshalb unerwünscht.

Dass die Bayern über die Vorgaben der Nazis hinausschossen, interpretiert Herzog sehr streng: De facto habe der FC Bayern Juden damit „schlechter behandelt als der nationalsozialistische Unrechtsstaat in seinen Rassengesetzen“.

1938 verschwand der Arierparagraf aus der Satzung. Er wurde per Hand durchgestrichen, vermutlich von dem damaligen „Vereinsführer“ Franz Paul Nussart. Historiker Herzog vermutet, dass den Bayern erst mit der Zeit klar geworden war, dass sie mit ihrer Satzung zu weit gegangen waren.

Für die nächsten zwei Jahre hatten die Bayern keinen Arierparagrafen. Das än-

* Markwart Herzog (Hg.): „Die Gleichschaltung des Fußballsports im nationalsozialistischen Deutschland“. Kohlhammer Verlag, Stuttgart; ca. 472 Seiten; ca. 30 Euro.



STADTARCHIV MÜNCHEN

1

Nichtarier können in den F.C. Bayern nicht aufgenommen werden. Nichtarier ist, wer von nichtarischen Eltern oder Grosseltern abstammt. Es genügt, wenn ein Eltern- oder Grosselternanteil nichtarisch ist.

2



Satzung

§ 1. ZUERST

1. Der Verein — ~~die Gemeinschaft~~ — führt den Namen
Fußball- Club

F.C. Bayern, München.

3

1 Spieler des FC Bayern München bei der Siegerehrung nach dem Gewinn der Südbayerischen Meisterschaft 1944

2 „Arierparagraf“ des FC Bayern vom September 1935

3 Vereinssatzung von 1940



Museum des FC Bayern, Historiker Herzog: „Wissenschaftlicher Dilettantismus“

derte sich, als der Reichsbund für Leibübungen 1940 eine neue Einheitssatzung an alle Klubs verschickte. Sie musste von den Vereinen angenommen werden. Ein Arierparagraf war nachträglich einzufügen. Im Formular war dafür unter Paragraf 4, Absatz 6 ein Feld freigelassen worden. Die genaue Formulierung wurde den Klubs in einer Veröffentlichung im Amtsblatt „NS-Sport“ vorgegeben. Ein Funktionär der Bayern griff zum Federhalter und schrieb den nunmehr dritten Arierparagrafen des FC Bayern nieder: „Mitglieder können nicht Personen sein, die nicht deutschen od. artverwandten Blutes – od. solchen gleichgestellt – sind.“

Es ist nicht klar, warum die Vereine diesen Satz selbst einfügen sollten. Herzog vermutet, es könnte an der noch laufenden Bewerbung um die Fußballweltmeisterschaft 1942 gelegen haben. Möglicherweise sollten die Klubs dadurch noch einmal nachdrücklich auf die nationalsozialistischen Ziele verpflichtet werden.

Wie Vereine mit antisemitischen Anordnungen des NS-Regimes umgingen, gilt unter Historikern als Lackmuestest für ihre Einstellung zum Nationalsozialismus. „Die Bayern“, schreibt Herzog in seinem Aufsatz, „haben diesen Test angesichts von drei Arierparagrafen nicht bestanden.“ Sie machten mit, und „aufs Ganze gesehen“, so Herzog, „unterschied sich der FC Bayern München kaum von anderen deutschen Fußballklubs. Er bekannte sich frühzeitig und vorbehaltlos zum neuen Staat“. Den Bayern sei es schlicht darum gegangen, „weilerspielen zu können. Diesem Interesse ordneten sie alles andere unter“.

Herzog ist ein Fußballfan. Über seinem Schreibtisch im Kloster Irsee hängt ein Wimpel des DFB. Als Kind verbot ihm sein Vater, ein überzeugter Nationalsozialist, den Sport auszuüben. Fußball galt ihm als Spiel der Engländer und Juden und

wurde von ihm verachtet. Herzog kickte heimlich. Er ist Anhänger des 1. FC Kaiserslautern. Vor einigen Jahren arbeitete er dessen NS-Vergangenheit auf. Es wurde eine Rückschau auf einen Verein, der sich den Nazis angepasst hatte.

Den Aktenfund mit den drei Arierparagrafen der Bayern nennt Herzog „einen Knüller“. Er ist überrascht, dass die Dokumente erst jetzt von einem Wissenschaftler ausgewertet wurden. Die Unterlagen im Amtsgericht in München sind jedermann zugänglich. Aber in den Chroniken über die Bayern finden sich keine Details zu den drei Arierparagrafen, zu der Gründlichkeit, mit der die Münchner die Ausgrenzung der Juden betrieben.

Herzog fragt sich: „Würde überhaupt jemals richtig geforscht?“ Auf einer Tafel in der Erlebniswelt des FC Bayern steht: „Erst 1943 gelangte ein Wunschkandidat des Regimes an die Spitze des Vereins.“ Noch so ein Satz, der nicht stimmt. Der Schwabinger Arzt Richard Amesmaier, der im Juli 1935 neuer „Vereinsführer“ wurde, war Mitglied der NSDAP und der SA. Auch sein Vorgänger, der promovierte Rechtsanwalt Karlheinz Oettinger, sympathisierte mit den Nationalsozialisten, wie aus den Protokollen hervorgeht, die Herzog auswertete.

Bei einer Vereinsversammlung wenige Tage nach der Wiedereinführung der Wehrpflicht durch Hitler sprach Oettinger wie entflammt zu den Bayern-Mitgliedern: „Ein Volk ohne Wehrmacht ist keine vollwertige Nation. Es war sicher unser erhebendster Tag, als unser Führer Adolf Hitler endlich den Mut fand, das zu tun, was bisher keiner wagte. Unsere sportliche Arbeit muss nun Selbstzweck sein. Wir wollen durch unsere sportlichen Leistungen tüchtige Deutsche erziehen, damit sie dann, wenn sie zum Heeresdienst kommen, ihre Pflicht erfüllen können. Wie 1914 soll unser FC Bayern dort sein, wo er damals war,

mit an erster Stelle. Das soll unser oberster Grundsatz auch für die Zukunft sein.“

Herzog ist in seinem Urteil über die NS-Vergangenheit des Klubs sehr klar. Er sagt: „Die Heldengeschichte des FC Bayern gibt es nicht.“

Aber wie konnte es überhaupt zur Legende von den guten Bayern kommen?

Im Fußballmuseum in München findet sich ein konkreter Beleg für die angebliche Widerstandskraft der Bayern. Erzählt wird die Geschichte des Spielers Sigmund Haringer, der 1937 einen Standartenumzug der Nazis als „Kasperltheater“ verhöhnte. Haringer wurde verhaftet, verhört und kam nur mit der Hilfe einflussreicher Freunde wieder auf freien Fuß.

Der Fall ist anschaulich. Aber lässt sich aus ihm auf eine generelle Haltung bei den Mitgliedern des FC Bayern schließen? Herzog bezweifelt das. Er schildert in seinem Aufsatz, gewissermaßen als Antwort auf Haringer, die Geschichte des Bayern-Mitglieds Michael Wilhelm Kaiser, der Sturmhauptführer der SA und stellvertretender Führer der NS Kraftfahrerkorps-Motorstandarte 86 war. Als Georg Elser 1939 im Bürgerbräukeller ein Bombenattentat auf Hitler verübte, war Kaiser auch zugegen – und kam ums Leben. Von der NS-Presse wurde er daraufhin als „Blutzeuge der Bewegung“ gefeiert.

Für Herzog resultiert das günstige Geschichtsbild der Bayern aus einer gezielten Geschichtsverdrehung. Er hat auch den Urheber der Täuschung ausgemacht.

In einer Vitrine der Erlebniswelt in Fröttmaning steht ein unscheinbares Büchlein, es ist die Chronik zum 50. Jubiläum des FC Bayern. Autor ist Siegfried Herrmann, der Nachfolger Landauers als Bayern-Vorsitzender. Herzog sagt, die Festschrift prägte bis heute maßgeblich die Sicht auf die NS-Vergangenheit des FC Bayern.

Herrmann ist eine widersprüchliche Figur. Als Kriminaloberinspektor hatte er in

München oft Ärger mit gewalttätigen Nazis. Nach der Machtübernahme der NSDAP wurde Herrmann degradiert. Andererseits hebelte er als Bayern-Boss nach NSDAP-Vorbild demokratische Rechte im Verein aus, um satzungswidrige Maßnahmen möglich zu machen. Anders seien die großen Aufgaben der Zeit, etwa „die Arierfrage im Klub“, nicht zu lösen.

Weil das Archiv des FC Bayern bei einem Bombenangriff 1944 zerstört wurde, verfasste Herrmann seine Jubiläumsschönheit aus dem Gedächtnis. Er ging auch auf die Arisierung des Vereins ein, blieb an dieser Stelle allerdings sehr im Vagen. „Gewisse Kräfte“ seien da am Werk gewesen, eine „Entwicklung der Dinge“ habe dazu geführt, dass der Klub „nicht mehr Herr im eigenen Haus“ war. „Es kamen die Rasesetze und mit ihnen der Arierparagraf“, schreibt Herrmann wolkig.

Für Herzog ist die Festschrift ein Dokument des „Beschönigens und Verdrängens“, sie lese sich in weiten Teilen „wie ein Persilschein aus einer Entnazifizierungsakte“. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden viele Vereinschroniken, in denen die wahren Verhältnisse in der NS-Zeit umgedichtet wurden. Herzog ärgert sich darüber, dass heutige Bayern-Chronisten Herrmanns dünnes Werk weitgehend unkritisch als Quelle nutzen und daraus das günstige Geschichtsbild der Bayern ableiten würden. Das sei ein Fall von „wissenschaftlichem Dilettantismus“.

Am vergangenen Mittwoch hat Herzog die Erlebniswelt des FC Bayern besucht. Nach mehreren vergeblichen Anläufen durfte er dort das Archiv einsehen. Der Historiker traf auch den Archivar des Fußballmuseums, Andreas Wittner, der sagt, er könne zu den neuen Erkenntnissen Herzogs nicht Stellung nehmen, da er dessen Quellen nicht kenne.

Herzog findet es legitim, dass sich der FC Bayern in der Erlebniswelt mit einem „Glorienschein“ darstellt: „Diese Ausstellung ist ja für die Fans.“ Er empfehle dem Klub jedoch, die NS-Vergangenheit von Wissenschaftlern gründlich aufarbeiten zu lassen. Es ist gar nicht so schwer. Das Archiv des Münchner Amtsgerichts in der Infanteriestraße, in dem Herzog die Bayern-Akten gefunden hat, ist an fünf Tagen in der Woche geöffnet. Eine Anmeldung ist nicht notwendig. Die Signatur lautet: VR 2463. Wartezeiten sind selten. Der zuständige Mitarbeiter hilft gern beim Kopieren.

Eine Kopie kostet 50 Cent.

Andreas Meyhoff, Gerhard Pfeil
Mail: andreas.meyhoff@spiegel.de



Video: Der FC Bayern und die Nazis

spiegel.de/sp212016bayern
oder in der App DER SPIEGEL

Alter Urin

Olympia Russlands Sportler sollen bei den Winterspielen in Sotschi auf perfide Art gedopt haben. Ermöglicht hat das wohl eine Lücke im Testsystem.

Der Betrug begann, als die Skispringer, Bobfahrer und Eishockeyspieler ins Bett gingen. Kurz nach Mitternacht schlich sich Grigorij Rodtschenkow in eine Abstellkammer, die neben dem Dopingkontrolllabor in Sotschi lag. Ein Mitarbeiter des Labors sammelte Urinproben ein, die von russischen Sportlern während der Spiele abgegeben worden waren. Er reichte sie Rodtschenkow in den Nebenraum, die Männer übergaben sich die Fläschchen durch ein Loch in der Laborwand. Tagsüber war es von einer Vitrine verdeckt.

Ein Mitarbeiter des Geheimdienstes FSB schnappte sich die versiegelten Fläschchen, er öffnete sie vorsichtig. Rodtschenkow schüttete den Urin in eine Toilette, säuberte die Fläschchen mit Filterpapier, dann füllte er sie mit altem Urin auf, den er von den Athleten ein paar Monate zuvor gesammelt hatte. Danach wanderten die Fläschchen zurück ins Labor.

Die Dopingtests konnten beginnen, Russlands Sportler hatten nichts mehr zu befürchten.

Das ist die Geschichte, die Grigorij Rodtschenkow nun in der „New York Times“ selbst erzählt. Seine Story liest sich wie der Plot eines Agententhillers: Rund hundert Proben sollen Russlands Funktionäre 2014 in Sotschi manipuliert haben, auf Anweisung des Sportministeriums und mithilfe von FSB-Geheimdienstlern.

„Das klingt nach Ausmaßen wie vor 30 Jahren bei den Manipulationen in der DDR“, sagt Wilhelm Schänzer, Chef des Dopingkontrolllabors in Köln. „Wir dachten nicht, dass wir das nochmals erleben müssen.“ Vertauschter Urin? Geöffnete Proben? Bei Olympia? Durchaus vorstellbar, sagt Schänzer. „Die Fläschchen sind kein Tresor. Da kommt man rein, das System ist nicht zu 100 Prozent sicher.“

Schänzer ärgert sich über eine Lücke im Testsystem: Kontrolleure wie er könnten nicht feststellen, ob sie Urin analysieren, der fünf Tage alt ist oder fünf Monate. „Wir sollten dringend einen Marker erfinden, mit dem wir eine Altersbestimmung der Proben vornehmen können“, sagt er. Die Welt-Anti-Doping-Agentur Wada müsse Forschungen auf den Weg bringen, damit Betrügereien mit altem Urin endlich gestoppt werden.

Das IOC findet die neuen Dopingberichte „sehr beunruhigend“, Präsident Thomas Bach spricht von einer „schockierenden Dimension“ und „beispielloser krimineller Energie“. Es war eine schwarze Woche für den deutschen Chef-Olympioniken – vorigen Dienstag musste das IOC verkünden, dass bei Nachkontrollen von Dopingproben der Sommerspiele 2008 in Peking 31 Athleten positiv getestet wurden.

Die Wada hat nun eine Expertengruppe ernannt, die den jüngsten Vorwürfen gegen die Russen nachgehen soll. Denn abgesehen von seinen Erzählungen hat Rodtschenkow kaum Beweise für seine Nacht- und Nebel-Aktionen in Sotschi geliefert.

Grigorij Rodtschenkow, 57, war 2005 Chef des Dopingkontrolllabors in Moskau geworden. Als ein Wada-Report im vorigen November systematisches Doping unter russischen Leichtathleten aufdeckte, musste der Chemiker seinen Posten räumen. Er floh, heute lebt er in Los Angeles.

Russland gewann in Sotschi 33 Medaillen, so viele wie keine andere Nation. Rodtschenkow erzählt, er habe vor den Spielen Dutzende Sportler mit anabolen Steroiden versorgt, und während Olympia habe er Proben von mindestens 15 Medaillengewinnern gepanscht.

Russlands Leichtathleten sind seit dem Wada-Report suspendiert, eventuell bleiben sie auch von den Sommerspielen in Rio de Janeiro ausgeschlossen. Der Druck auf das IOC wächst, die Russen in allen Sportarten bei Olympia zu sperren.

Die Beschuldigten geben sich entspannt. Was Rodtschenkow da erzähle, sei „die Verleumdung eines Überläufers“, sagt ein Sprecher des Kreml. Sportminister Witalij Mutko meint, der „New York Times“-Artikel sei ziemlich lang, man lasse ihn übersetzen. „Dann schauen wir mal, wie wir reagieren.“

Lukas Eberle, Pavel Lokshin
Mail: lukas.eberle@spiegel.de



Russische Athletin in Sotschi 2014
„Wie bei den Manipulationen in der DDR“